

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 16

Artikel: Urds Heimkehr : Erzählung
Autor: Lagerlöf, Selma
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670611>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sonnenlicht.

Du wirst es nie zu Tücht'gem bringen
Bei deines Grames Träumerei'n,
Die Tränen lassen nichts gelingen,
Wer schaffen will, muß fröhlich sein.

Wohl Reime wecken mag der Regen,
Der in die Scholle niederbricht,
Doch golden Korn und Erntesege
Reißt nur heran bei Sonnenlicht.

Th. Fontane.

Urds Heimkehr.

Erzählung von Selma Lagerlöf.

Früher einmal konnte es so merkwürdig hier auf der Welt zugehen. Da sitzen die Hausleute an einem Winterabend in der Stube beisammen, Frieden im Gemüt. Das Vieh hat sein Futter bekommen, das Bad ist überstanden, eine dünne Strohschicht ist auf den Boden gestreut, die besten Kleider sind angelegt, zwei Talgkerzen brennen auf dem Tisch, und am Tischende sitzt der Vater und liest laut aus Gottes Wort vor.

Während er so von der Anbetung der Hirten und dem Friedensgruß der Engel liest, geht die Tür auf, nicht ganz und gar, sondern nur so weit, daß jemand, der draußen steht, hineinblicken kann, ohne selbst gesehen zu werden. Gleich darauf huscht ein Wesen mit Windeseile in die Wohnstube, zieht die Tür hinter sich zu und legt Hafen und Riegel vor.

Der Bauer, der laut liest, merkt wohl, daß jemand hereingekommen ist, aber unterbricht sich darum nicht im Lesen. Doch die verheiratete Tochter, die neben ihm sitzt, legt ihm erschrocken die Hand auf den Arm. „Vater“, flüstert sie. „Sieh doch, Vater!“ Es spricht solche Verwunderung und Angst aus ihrer Stimme, daß der Lesende verstummt, die Brille abstreift und zur Tür hinsieht.

Es ist eine recht große Hütte, so wie man sie im Norden des Landes zu haben pflegt, wo man mit dem Bauholz nicht zu sparen braucht, und sie ist ganz grau, nicht nur außen, sondern auch innen. Die Leute, die sie bewohnen, sind nicht arm, aber dennoch ist alles grau von Alter und Rauch, Wände, Decke und Boden. Nur die Wanduhr und der hohe Schrank sind mit blauer und brauner Farbe gestrichen.

Als der Bauer den Blick auf die Tür richtet, kann er anfangs nicht unterscheiden, was da hereingekommen ist. Er glaubt nur graue Bretter und Klöße zu sehen.

Wieder wendet er sich der verheirateten Tochter zu. Die Spannung ist nicht aus ihrem Gesicht gewichen, und ihre Augen starren noch immer unverwandt auf die Tür.

„Am Türpfosten“, flüstert sie, um dem Vater zu Hilfe zu kommen, und nun sieht er, daß am Türpfosten etwas Graues und Verdorrtes steht, etwas, das wie der Stumpf eines vom Wind entlaubten Baumes aussieht.

Er kann nicht flug daraus werden. Dieser Stumpf ist mit Birkenrinde und Fellstücken bedeckt, und darunter sieht er ein paar Füße hervorlugen. Sie sind nur notdürftig von einem Paar schadhafter Kindenschuhe verhüllt, und der Bauer sieht, daß es Menschenfüße sind, doch so ausgemergelt, daß die Zehen auseinanderzufallen scheinen.

Plötzlich weiß der Bauer, warum er nicht ausfindig machen konnte, was er da vor sich sieht. Das Wesen, das an der Tür steht, hat langes graues Haar, und die ganze Haarmasse ist nach vorn über das Gesicht geworfen. Eine Hand, die ebenso ausgemergelt und fleischlos ist wie der Fuß, hebt das Haar auf der einen Seite hoch, und ein Auge starrt darunter hervor, so wie ein wildes Tier aus seiner Höhle starrt.

„Das ist ein Weibsbild“, denkt der Bauer, als er das lange Haar sieht. „Sie hat wohl im Walde mit einem Geächteten gelebt, darum hat sie Kleider aus Birkenrinde und Fellen an. Aber warum hat Magnhild solche Angst vor ihr? Wer so klein und schwach ist, kann doch keinen Schaden anstiften. Vielleicht glaubt Magnhild, daß es eine Hexe ist.“

Er wendet sich der verheirateten Tochter zu, um ihr einen beruhigenden Blick zuzuwenden. Sie hat sich halb von der Bank erhoben. Die Augen sind wie festgenietet an jenes Geschöpf dort unten am Türpfosten.

Der Bauer kann nicht verstehen, was in sie gefahren ist. Magnhild pflegt sich sonst weder vor Bären noch vor Kobolden zu fürchten. Er sieht sich um. Alle in der Stube haben nun den Blick auf die Tür gerichtet. Da ist der Sohn. Noch ein Knabe, eben erst fünfzehn geworden. Sicherlich hat er noch nie jemand so Wunderlichen gesehen. Er scheint drauf und dran, in

Lachen auszubrechen. Der Schwiegersohn hingegen ist aufgesprungen und macht ein böses Gesicht. Wer sie nun sein mag, die dort drüben am Türpfosten steht, so ist er Manns genug, um Haus und Hof zu schützen. Die zwei alten Mägde sind ängstlich. Sie ducken sich am Herd zusammen und haben die Hände vor die Augen geschlagen und ziehen die kleinen Kinder an sich, die sich weinend unter ihren Röcken verkriechen. Das kann der Bauer verstehen. Kinder und Alte sind leicht geschreckt. Aber Magnhild?

Der Bauer sieht ein, daß auf ihn, den Hausvater, alle warten. Er soll bestimmen, was zu geschehen hat, und nun erhebt er sich schwerfällig und räuspert sich in seiner Unschlüssigkeit. Da zieht Magnhild ihn wieder auf die Bank nieder. „Pst, pst“, sagt sie. Und der Bauer, der nicht gern etwas vornimmt, bevor er so recht weiß, was es gilt, bleibt nun still sitzen.

Dafür steht die verheiratete Tochter von ihrem Platz auf. Sie nähert sich der Tür, bleibt stehen, macht wieder einen Schritt vor und bleibt abermals stehen. Sie sieht aus, als sollte sie sich einem brennenden Hause nähern, in das sie hinein muß, um ihr Hab und Gut zu bergen. Aber

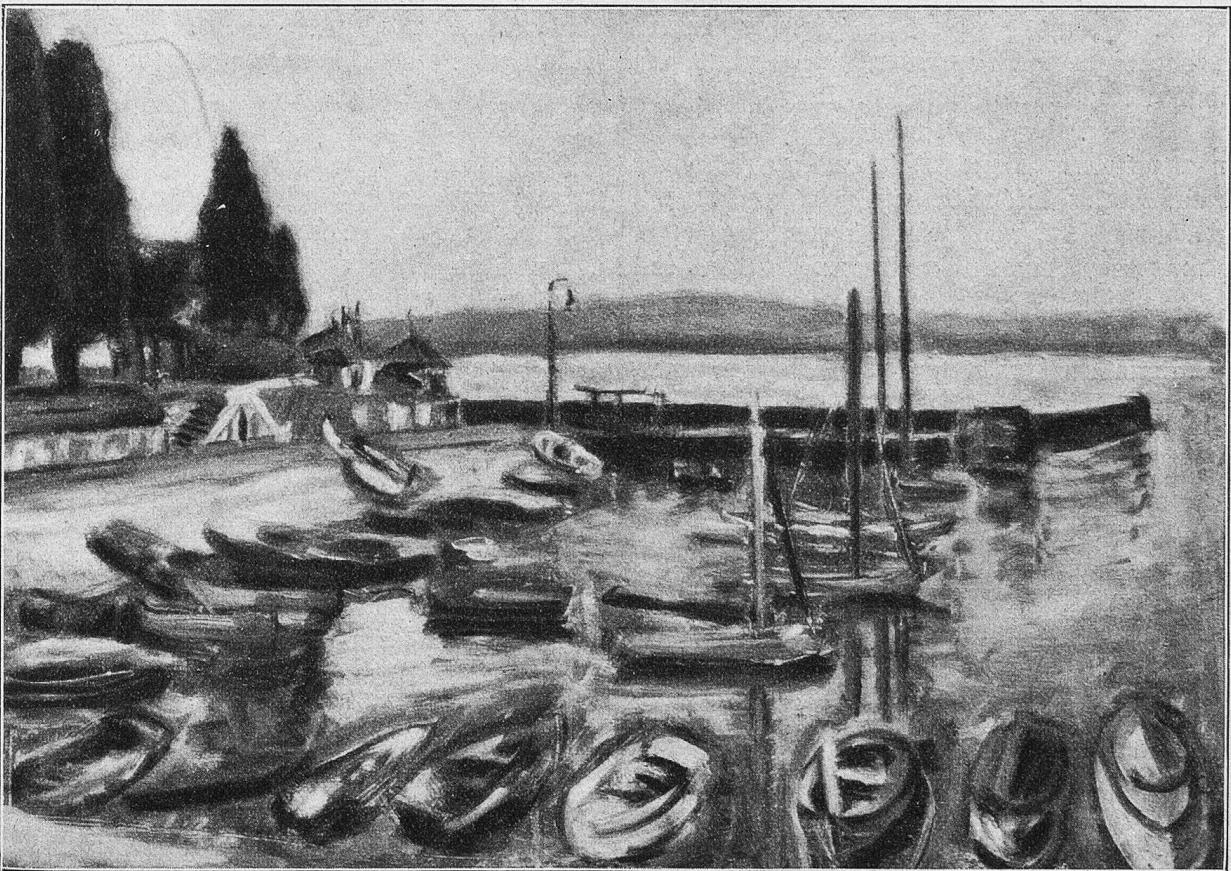
als sie auf zwei Schritte an die Gestalt herangekommen ist, macht sie wieder kehrt. Sie geht zurück und setzt sich neben den Vater. „Ist mir's doch, als hätt' ich sie erkannt“, sagt sie ganz leise, als spräche sie zu sich selbst, „aber das kann doch nicht sein.“

„Erkannt?“ denkt der Bauer. „Was meint sie damit? Wen soll sie erkennen, der so aussieht?“

Jetzt erst beginnt die Fremde sich zu rühren. Schwer seufzend schleppt sie sich über den strohbedeckten Boden. Sie geht schlecht auf den halbnackten Füßen mit den langen dünnen Zehen, unsicher, als ginge sie auf Vogelkrallen. Sie kommt keinem Menschen nahe, sondern geht auf die tickende Uhr zu, die drüben in der Ecke in ihrem hohen Gehäuse prangt. Da bleibt sie stehen, guckt und lauscht eine ganze Ewigkeit.

Die verheiratete Tochter wird wieder unruhig. „Vater“, sagt sie, „die Uhr stand nicht hier, als Urd verschwand. Kann es möglich sein, daß sie es ist?“

Der Bauer räuspert sich wieder. Ach so, Magnhild dachte an Urd, die ältere Schwester, die seit zehn Jahren verschwunden war. Dies



Neuenburger Hafen. Nach einem Gemälde von Markus Gising.

sollte Urd sein? Der Bauer spuckt verächtlich weit über den Boden hin. Speit gleichsam den Gedanken aus. Urd, die so schön war, so weiß und rot. So goldhaarig, so jung, so hold! Das war eine ausgehungerte alte Bettel aus der Wildnis. „Was für Torheiten!“

Der Eidam macht eine fragende Gebärde, und der Bauer nickt zustimmend. Am besten, die Närrin loszuwerden. Magnhild kann ihr ein bißchen Essen zustecken, und sie mag sich in einer Stallecke schlafen legen, wenn sie nicht weiterwandern will. Es ist mildes Wetter, ein schneefreier Winter, da hat es keine Not mit ihr.

Aber der Befehl des Vaters wird nicht befolgt. Magnhild geht auf ihren Mann zu. „Erkennst auch du Urd nicht?“

Der Mann zuckt zusammen und sieht für einen Augenblick betroffen drein. Aber dann wirft er einen Blick auf die Fremde und kann kaum umhin, hell aufzulachen. Dies sollte Urd sein? Wenn irgendeiner, müßte doch er sie kennen. Vor zehn Jahren hätte er sie heimführen sollen, und gerade eine Woche, bevor sie getraut werden sollten, war sie verschwunden.

Noch einmal sah er zu der Fremden hin. Das war ja ein altes, verhugeltes Weib, krumm, weißhaarig, elend, die Haut wie gegerbtes Leder. Er konnte gar nicht begreifen, wie jemand sich einbilden konnte, dies sei Urd. Aber Magnhild ging ja stets in der Angst umher, daß die Schwester zurückkehren könnte. Sie meinte, sie hätte sich auf ihren Platz gesetzt, als sie ihn geheiratet hatte. Noch jetzt, nach zehn Jahren, konnte sie sich nicht dazu bringen, zu glauben, daß Urd tot sei. „Was soll ich anfangen an dem Tage, wo Urd zurückkommt und sieht, daß ich mit ihrem Bräutigam verheiratet bin?“ pflegte sie immer wieder und wieder zu sagen.

Jetzt endlich wendet sich die Fremde von der Uhr ab und geht weiter ins Zimmer. Vorsichtig weicht sie den Menschen aus, man merkt deutlich, daß sie sich hütet, ihnen nahe zu kommen, und tappt zum Bett hin. Sie streicht mit der Hand darüber, sie tastet und sucht und zieht dabei die Luft mit kleinen, kurzen Atemzügen ein wie ein witternder Hund. Als sie sich vergewissert hat, daß das Bett ganz leer ist, gibt sie ein leises, unzufriedenes Gemurmel von sich.

„Vater, das ist sie“, ruft Magnhild. „Mutter lag krank, als sie vor zehn Jahren verschwand. Sie tastet, ob sie noch im Bette ist.“

Es sieht aus, als wüßte die Fremde jetzt nicht recht, wohin sie sich wenden soll. Sie hebt das

Haar in die Höhe, um sich in der Stube umzuschauen, und jetzt sehen alle ihr abgekehrtes Totengesicht.

Die verheiratete Tochter bricht in Schluchzen aus. Wohl ist es wahr, daß ihr vor der Stunde gebangt hat, da Urd zurückkehren würde, aber davon weiß sie nichts mehr. Ihr Herz schmilzt. Sie denkt nur daran, was die Schwester durchgemacht haben muß, um so zu werden, wie sie sie jetzt sieht. Man konnte ja nicht wissen, ob sie den Verstand völlig verloren hatte, aber daß sie kein richtiger Mensch mehr war, das schien offenkundig. Sie hatte etwas Tierisches an sich.

„Wer hat sie so zugrunde gerichtet? Bei wem ist sie gewesen?“ Die Fremde setzt ihre Wanderung durch die Stube fort. Schnüffelt und schnuppert, sehen kann sie nicht viel. Das Haar ist ihr wieder über das Gesicht gefallen. Magnhild geht auf sie zu, legt ihr die Hand auf den Arm und fragt: „Bist du es, Urd? Ich erkenne dich. Sage, daß du es bist!“

Da zuckt sie zusammen und huscht in eine Ecke wie eine aufgeschreckte Ratte und rührt sich lange nicht mehr vom Fleck. Dann wagt sie sich doch wieder vor. Man merkt, daß sie etwas Bestimmtes sucht. Sie geht von einem Ding zum andern, von der Bank zum Tisch, von der Truhe zum Bett, tastet und wittert, aber gibt sich nicht zufrieden.

Zuletzt nähert sie sich dem Herd, und die Kinder und die zwei alten Mägde, die auf dem Herdrand sitzen, weichen scheu vor ihr zurück. Denn ihnen kommt sie nicht wie ein Mensch vor, sondern eher wie ein Tier. Sie tastet über die Herdplatte, über ein paar Töpfe. Wieder hört man dieses mißvergnügte Murmeln, aber sie sucht unverdrossen weiter.

Unter unablässigem Schnuppeln und Wittern ist sie zum Backofen gekommen und hat das Ofentürchen geöffnet. Als sie dies tut, stößt der Bauer einen Ausruf aus. Das Backofentürchen hat einen Fehler, so daß es schwer zu öffnen geht, aber die Fremde hat es sofort ohne die geringste Schwierigkeit aufgemacht, so, als müßte sie von alters her, wie man sich dabei anstellen muß.

Aber wie könnte das Urd sein?

Sie tastet im Backrohr umher, und plötzlich hört man von drinnen ein zorniges Fauchen. Die alte Hauskate zeigt sich in der Öffnung, sie macht einen Buckel, und alle Haare sträuben sich.



In der Küche. Nach einem Gemälde von Markus Ginfig.

Sofort streckt die Fremde die Hände aus, ergreift die Katze, streichelt und liebkost sie und nimmt sie schließlich auf den Schoß und setzt sich auf die Herdplatte. Der Bauer staunt noch mehr, als er sieht, wie die Katze sich bei ihr zu rechtlegt und zu schnurren anfängt. Hat die Katze sie erkannt? Kann es am Ende doch Urð sein?

Dann fängt sie ganz unversehens mit der Katze zu reden an. Alle in der Stube sind betroffen, daß sie zusammenzucken. Sie haben wohl gar nicht erwartet, daß die Fremde imstande sein würde, zu sprechen, wenigstens nicht so, daß man sie verstehen konnte.

Aber dies ist auch nicht so ganz leicht. Ihre Stimme hört sich so heiser und rauh an, daß es klingt, als wäre die Kehle aus Mangel an Übung eingerostet. Sie hören, daß sie redet. Sie hören, daß es Worte sind, aber es mengt sich so viel Krächzen und Zischen hinein, daß es ihnen unmöglich ist, etwas auszunehmen.

Die verheiratete Tochter schleicht sich dicht an die Fremde heran und legt sich vor ihr auf die Knie, um besser zu hören. Sie spricht so rasch, ihre Schwester, oder was sie nun sein mag. Es klingt so, als wenn Kinder Regeln herunterleiern, so geschwind geht es. Magnhild kann die Worte nicht erhaschen, aber so viel hört

sie doch, daß es dasselbe ist, immer ein und dasselbe ist, was wiederkommt.

Manchmal will es sie bedünken, daß alles nur ein einziges Gefrächze ist. Es ist ebenso unmöglich zu deuten wie Bogellaute. Aber sie will es nicht aufgeben. Sie muß endlich Klarheit über all das Schreckliche haben, das sie ahnt. Dies ist vielleicht die einzige Gelegenheit, die sich ihr bietet.

Nun kommt endlich ein Wort, das sie versteht. Sie versteht mehrere und mehrere. Bald kann sie ganzen Sätzen folgen. Sie ist in furchtbarer Spannung. Es kommt ihr vor, daß sie nicht mehr mit den Ohren lauscht, sondern mit ihrem ganzen Willen, mit ihrer ganzen Seele.

Die andern kommen auch heran und versuchen zu horchen, aber sie können nichts Rechtes ausnehmen. Der Bauer fragt Magnhild einmal ums andere, ob sie etwas hört, aber sie bedeutet ihm nur durch Zeichen, sich zu gedulden.

Schließlich merkt sie nicht einmal mehr, daß er fragt, denn nun ist sie so weit gekommen, daß sie allem, was die Fremde sagt, von Anfang bis zu Ende folgen kann.

„All dies sag' ich der Rake, niemand anderm, als der Rake,“ so beginnt ihre Litanei. „Ich hab' nie geschworen, es der Rake nicht zu sagen.“

„Ich sag's der Rake, daß sie mich wegführten in ihre Höhle im Gebirge und mich dort einsperrten. Sie ließen mich am Leben. Aber ich mußte schwören, daß ich keiner Menschenseele verraten würde, wo sie ihren Schlupfwinkel hatten.“

„Ich sag's der Rake, daß ich ihre Dienstmagd war, seit ich in ihre Gewalt kam. Ich sag's der Rake, daß ich nicht weiß, wie lange Zeit seither vergangen ist; aber während ich fort war, habe ich dem Räuberhauptmann sieben Kinder geboren, die er alle im Fluß ertränkt hat.“

„Es sind ihrer neun Räuber, neun Missetäter. Sie leben von Diebstahl, und sie vergnügen sich mit Mord. Sie hausen in einer Höhle im Berge, wo niemand sie je gesucht hat.“

„Ich sag's der Rake, daß ich Erbsen und Graupen gesammelt und auf den Boden gestreut habe, von dem großen Stein an, der die Höhle versperrt, bis hierher zur Hüttenür.“

„Es ist ein großer Berg und ein großer Fluß. Ich weiß nicht, wie sie heißen, aber ich habe Erbsen und Graupen auf die Erde gestreut.“

„Ich bin durch tiefe Wälder gegangen, um herzukommen. Ich weiß nicht, wie man sie

nennt, aber ich habe Erbsen und Graupen auf den Boden gestreut.“

„Ich sag' all dies der Rake, nicht weil sie mich von Vater und Mutter genommen, nicht weil sie mich geraubt haben, die Woche, bevor ich vor den Traualtar treten sollte, nicht weil sie mich in Finsternis und Kälte eingesperrt hielten, nicht, weil mein Haar weiß geworden und meine holde Jugend geschwunden ist, nein, sondern weil der Räuberhauptmann meine sieben Kinder in den Fluß geworfen hat.“

Magnhild erhebt sich, als sie all dies zu Ende angehört hat. Sie geht auf den Vater zu, stellt sich vor ihn hin und wiederholt ihm Wort für Wort, was sie eben vernommen hat. Wie sie so spricht, ist ihr Gesicht hart und streng, sie sagt alles deutlich und klar, aber es liegt ein solcher Schmerz und Groll in ihrer Stimme, daß die, die sie hören, alles verstehen und nachfühlen, was ihre Schwester erduldet hat, und darunter leiden, wie unter körperlichem Weh und Schmerz.

Während Magnhild noch spricht, fällt ihr Blick auf das neue Testament, das noch vor dem Vater auf dem Tisch liegt, und sowie sie Urds Botschaft zu Ende gesprochen, zieht sie das Buch an sich und schlägt es zu.

„Du gebietest Frieden, du,“ sagt sie zu dem Buch, aber du hast wohl nicht bedacht, daß so etwas wie dies geschehen könnte. Das willst du nicht ungestraft lassen, das, was die bösen Räuber meiner Schwester angetan haben. Ich will mein Leben hingeben, alles, was mir am Teuersten ist, alles, was ich Glück nenne, damit sie gerächt werde. Aber jetzt stelle ich dich weg, denn andre Lehren als deine will ich heute abend hier hören.“

Sie stellt das Buch an seinen gewohnten Platz oben auf den Schrank und wendet sich den Männern zu. Sie sind jetzt so erbittert, daß sie zu den kühnsten Taten bereit wären. Der Bauer steht auf und geht zu Urd hin, die dasitzt und die Rake streichelt und ihr immer wieder und wieder ihre Litanei vorspricht.

Es ist unmöglich, herauszufinden, ob sie weiß, was sie jetzt tut. Man kann nur schwer glauben, daß sie bei vollem Bewußtsein ist. Es sieht mehr aus, als hätte sie früher, bevor sie so tief ins Elend versunken war, sich ausgedacht, was sie täte, wenn sie sich von den Räubern wegschleichen könnte, und nun redet und handelt sie nach dem entworfenen Plan, ohne selbst mehr zu wissen, was es gilt.

Der Vater steht da und sieht auf sie herab.

Die Stirnadern schwellen ihm höher und höher, und als er spricht, ist seine Stimme heiser und rauh.

„Bisher“, sagt er, „bin ich ein friedlicher Mann gewesen und habe keinem vom Menschen Geborenen etwas zu leide getan. Aber für dies mit Urd will ich Rache nach der Väter Sitte haben, ohne Hilfe bei Vogt und Richter zu suchen. Wenn einer da ist, der mit mir kommen will, ist es gut, sonst werden ich und meine Flinte diese Sache allein abmachen.“

Urds Bruder, der erst fünf Jahre alt war, als sie geraubt wurde und sich ihrer kaum erinnern kann, hat schon lange da gestanden und mit den Zähnen geknirscht, ohne es selbst zu merken, und der Mann, der Urds Gatte werden sollte, wenn man sie nicht geraubt hätte, steht totenbleich da und atmet so schwer, daß es wie ein Röcheln klingt.

Bei den Worten des Vaters kommt große Erleichterung über die Männer. Ja, dies, gegen die Räuber auszuziehen, so viele ihrer auch sein mögen, und sie niederzuschießen wie tolle Hunde, war das einzige, das den Rachedurst lindern konnte, der in ihren Herzen tobte.

Als Magnhild den Mann sagen hört, daß er mit dem Vater gehen will, läßt sie ab zu weinen und hebt stolz den Kopf. „Nun bin ich Urds wegen froh, daß ich mit dir verheiratet bin,“ sagt sie. „Wärest du jetzt nicht mein Mann, so wärest du auch heute abend nicht hier, und der Vater hätte keinen so guten Kämpfer wie dich an seiner Seite.“

Dann läßt sie ab zu klagen und geht daran, die Männer auszurüsten. Sie legt ihre Kleider heraus und prüft sorgsam ihre Schuhe und Strümpfe, Gürtel, Knöpfe und Riemen, um zu sehen, ob auch alles heil und stark ist. Denn auf einem Gang wie diesem darf es an nichts fehlen.

Der Bauer begibt sich zu den Nachbarn, um zu fragen, ob sie ihm beistehen wollen. Der Eidam und der Sohn bleiben daheim, um Gewehre und Pulverhorn in Ordnung zu bringen und ihre Messer scharf zu schleifen.

So nach und nach werden doch alle mit ihren Zurüstungen fertig, und Magnhild überredet sie, zu Bett zu gehen. Sie selbst, sagt sie, müsse noch ein Weilchen aufbleiben, um sie mit Verpflegung zu versorgen.

Die arme Heimgekehrte hat sich ein Häuflein von dem Stroh zusammengetragen und ist darauf eingeschlummert. Sie war nicht zu bewegen, sich in ein Bett zu legen.

Es ist still um Magnhild geworden, und in

dieser Stille gehen ihre Gedanken um ein paar Stunden zurück, als sie alle noch ruhig und friedlich beisammen saßen.

Da fällt ihr ein, daß sie selbst die Bibel weggestellt hat, so, als meinte sie, daß sie nun an ein Werk gingen, das ihrer Lehre entgegen war.

Aber wie sie da geht, will sie nicht glauben, daß dem so ist. Es konnte doch nicht so gemeint sein, daß man jenen verzeihen solle, die mordeten und stahlen? Sie wußte, daß Jesus seinen Henkersknechten verziehen hatte, aber das war etwas anderes. Er sagte doch selbst von ihnen, „sie wissen nicht, was sie tun.“

Aber die so gegen eine Unschuldige verfahren, daß sie wie ein wildes Tier ist, wenn sie in ihr Heim zurückkehrt, sollen die nicht ihre Strafe haben? Es kann doch nicht Gottes Wille sein, daß solche frei ausgehen? Wie sie noch in diesem Gedanken hin und her geht, glaubt sie ein leises Rascheln zu hören. Es ist so schwach, daß man es kaum unterscheiden kann. Es ist wie das Flattern kleiner Schmetterlingsflügelchen.

Sie eilt zur Tür und öffnet sie. Da draußen hört sie noch deutlicher dieses leichte Flattern, und als sie die Hand ausstreckt, fällt eine kalte, feuchte Flocke darauf.

Es kommt Schnee. Der erste Schnee im Jahre. Gerade heute abend kommt er!

Nun er einmal zu fallen begonnen, kann man sicher sein, daß es weiterschneien wird, bis die Haufen sich hoch an der Hausmauer türmen.

Magnhild ist ganz verzagt stehengeblieben. „Ist das die Antwort für mich?“ fragt sie.

Es ist schon so viel Schnee gefallen, daß die Spuren, die Urd hinterlassen, nicht mehr wiederzufinden sind. Von Urd selbst war keine Führung zu erwarten. Selbst wenn sie frischer und klarer würde, konnte sie ihres Eides wegen nie mehr sagen, als sie heute gesagt.

Es sah aus, als sollten die Bösewichte straflos bleiben. Man konnte morgen nicht gegen die Räuberhöhle ausziehen. Mit zusammengebissenen Zähnen stand Magnhild da und lauschte dem Fall der Flöckchen. Nichts ist stiller und einlullender, nichts mehr danach angetan, den Sinn zur Ruhe zu wiegen. Es ist ein Flattern der kleinsten Flügelchen, ein Friedensgruß vom Himmel. Sie kehrt in die Stube zurück und zieht sachte die Tür hinter sich zu. Dann nimmt sie das Buch vom Schrank und beginnt darin zu blättern.

„Also nicht einmal dies wolltest du,“ sagt sie. „Nicht einmal dies!“